Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 111. Samstag, 23. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er riß den Umschlag auf. Ein Brief und eins seiner Manuskripte fiel ihm in die Hand. Helga erkannte es sofort und atmete auf. Doch nicht alles!

Er las. Gebannt beobachtete sie, bemerkte, wie sein Gesicht die Farbe veränderte, bleich wurde, sich gleich danach bis zur Stirn in Blutschimmer tauchte. Am liebsten hätte sie sich herübergebeugt zu ihm, um mitlesen zu können.

Und mit einem Male mußte sie an ein kleines Erlebnis vor Monaten denken. Da hatte auch ein junger Mensch so vor ihr gesessen und einen Brief in Händen gehalten, der ihn bis ins Innerste aufwühlte . . . an jenem Tage, als Richard Weghart das Opernabonnement erhielt!

Reinhold Buchenau ließ den Bogen sinken und sah zu ihr auf.

„Helga . . . Fräulein Helga . . ."

„Lassen Sie mich doch diesen Brief lesen!" bat sie aufgeregt.

Er reichte ihn ihr. Sie sah seine Hand beben dabei. Jacob schrieb:

„Berlin, SW. 48, am 6. Februar 1929.

Sehr geehrter Herr Buchenau!

Fräulein Helga Wendhus übersandte uns liebenswürdigerweise einige Ihrer Arbeiten zur Prüfung. Wir haben dieselben aufmerksam gelesen und freuen uns, Ihre literarische Bekanntschaft gemacht zu haben! Sie verbinden ein starkes Ausdrucksvermögen mit feiner difiziler Beobachtungsgabe und verstehen es, mit wenigen Worten starke Gefühlsbeeinflussungen hervorzurufen. Es ist uns ein Vergnügen, für unsere Blätter zwei der uns eingesandten Arbeiten erwerben zu können. Nur die dritte müssen wir Ihnen zu unserem Bedauern zurückgeben, da sie stofflich nicht mehr ganz zeitgemäß ist. Für die erworbenen Kurzgeschichten bieten wir Ihnen ein Honorar von je 80 Mark, das Sie nach der in einigen Tagen erfolgenden Veröffentlichung auf unserer Redaktionsbuchhaltung in Empfang nehmen können.

Gleichzeitig erlauben wir uns, Sie zur weiteren Mitarbeit einzuladen und würden uns freuen, recht bald wieder etwas aus Ihrer Feder lesen zu dürfen."

„Das ist ja wundervoll!" rief sie erleichtert und sah ihn mit strahlenden Augen an. „Da habe ich also doch recht!"

Er war zu erregt von dem gänzlich Unerwarteten, um ruhig antworten zu können. Sprang auf, faßte impulsiv nach ihren beiden Händen und drückte sie und schien sie nicht mehr loslassen zu wollen.

„Wie . . . wie kamen Sie nur auf den Gedanken, Fräulein Helga? Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll . . . es . . . es ist unglaublich!"

„Ach, Sie sind ein großer Junge, Reinhold!" sprudelte sie lebhaft hervor. „Es war doch so einfach . . . haben jetzt nichts zu tun . . . und da fiel mir auf einmal das ein! Und als ich Ihre Sachen gelesen hatte, da wußte ich, daß sie nicht nur brauchbar, sondern sogar über Erwarten gut sind! Und so tat ich es! Und daß die beiden kleinen Geschichten solchen Beifall gefunden haben, ist das nicht herrlich?"

In ihm war ein Zucken, als er das freudesprühende Mädel in all seiner lebendigen Schönheit vor sich stehen sah. Ein Glanz war in seinen Augen, der von tief innen kam, aus seines Blutes jählings hellauf rauschenden Pulsen.

Aber die Hände, in die das leise Verlangen flutete, sich ihr entgegenzustrecken, hoben sich nicht, hingen schlaff fast herab. Freude war auch in ihm. Aber sie war nicht rein. Ein Schatten lag über ihr.

„Ja!" sagte er zögernd. „Es ist herrlich . . . und doch . . . wenn . . . wenn Sie nicht zufällig — Wendhus hießen, hätte man sie wohl kaum angenommen!"

„Pfui, Reinhold, das ist nicht schön, so etwas zu denken und auch noch auszusprechen!" rief sie, und die ihr Gesicht anmutig verschönende leichte Röte wich zurück. „Glauben Sie denn wirklich, ein Mann wie der allmächtige Chefredakteur des Wendhus-Hauses läßt sich von einem kleinen Mädel Vorschriften machen? Ich habe ihm nur die Sachen übersandt mit ein paar empfehlenden Worten . . . die Entscheidung lag einzig und allein in seinen Händen. Und wie ich den Chefredakteur Jacob kenne, hätte er Ihre Skizzen ohne weiteres abgelehnt, wenn sie nicht geeignet gewesen wären! Sie haben ja den Beweis dafür in Händen . . . er hat nur angenommen, was für ihn brauchbar war."

„Aber wenn er die Sachen nicht gerade von Ihnen bekommen hätte, wären sie vielleicht alle ungelesen zurückgegangen!"

„Das ist möglich. Dann hätte das aber nicht daran gelegen, sondern an Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse! Ich als Verlegerstochter weiß, wie die Redakteure arbeiten. Sie hätten schon früher einen Erfolg mit Ihren wirklich guten Arbeiten gehabt, wenn Sie es richtig angefaßt hätten. Sie machten den Fehler, die Sachen an Zeitungen und Zeitschriften zu schicken, ohne über die Bedürfnisse der betreffenden Blätter orientiert zu sein. Dann aber . . . und das war das Wichtigste, sandten Sie alles mit der Hand geschrieben! Und es gibt heute kaum noch eine Redaktion, die solche Sachen liest! Nun komme ich mit meinem Plan, den ich seit einigen Tagen mit mir herumtrage für den Fall, daß wir beim Wendhus-Verlag Glück hätten: Ich habe noch die ganze Gratifikation und außerdem noch über fünfzig Mark. Sie haben ebenfalls einige Ersparnisse . . . wie wär's, Reinhold, wenn wir zusammenlegten und eine gebrauchte, billige Schreibmaschine kauften? Dann können wir ganz anders arbeiten! Sie abonnieren eine Fachzeitschrift, in der dauernd Manuskriptgesuche von Verlegern stehen, lassen sich einige Listen von dem Verlag dieser Zeitschrift kommen über Zeitungen und Zeitschriften, die Erst- oder Zweitdrucke bringen, ich fertige von jedem Ihrer Manuskripte zehn oder mehr Durchschläge an . . . und Sie sollen sehen, wenn wir dann die Sache sachgemäß betreiben, stellt sich auch der Erfolg ein! Etwas haben wir ja schon erreicht: der Wendhus-Verlag ladet Sie zur weiteren Mitarbeit ein. Das ist sehr

wichtig! Sie können bei Angeboten bei anderen Zeitungen immer darauf hinweisen, daß Sie Mitarbeiter dieses doch immerhin größten Verlages dieser Art sind. Ihre Sachen in den Blättern des Wendhus-Hauses machen Ihren Namen überall bekannt, da die Zeitungen dieses Verlages in jede Redaktion gelangen! Außerdem besitzt der Wendhus-Verlag vier große Tageszeitungen, sieben Zeitschriften und zwei Magazine, also eine solche Verwendungsmöglichkeit für Ihre Arbeiten, daß Sie dort gut jede Woche mindestens eine Erzählung unterbringen können! Ich aber habe die Absicht, die Schreibmaschine noch zu etwas anderem zu benutzen: ich werde in den zwei größten Tageszeitungen Berlins inserieren: „Schreibmaschinenarbeiten, Übersetzungen in Englisch und Französisch werden sauber, billig und exakt angefertigt, Lindenstraße Nummer 8, erste Etage links!" Sie sollen sehen, wir brauchen uns um nichts anderes mehr bemühen. Wenn Sie erst ein wenig eingeführt sind, verdienen Sie mehr als in jeder anderen Stellung!"

Fast atemlos, ohne Pause hatte sie dem erstaunt Lauschenden ihre Pläne auseinandergesetzt. Der Eifer rötete ihr Gesicht wieder, ihre Augen leuchteten, daß er wie hingerissen sie ansah. Immer nur ansah. Auch Frau Apelt, die schweigend dabei stand, starrte auf Helga Wendhus und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte angesichts der Redseligkeit des Mädchens, das während der ganzen Zeit ihres Hierwohnens noch nie so viel mit einem Mal gesprochen hatte.

Reinhold Buchenau fuhr mit einer nervös anmutenden Bewegung durch sein Haar.

„Herrgott, Fräulein Helga, Sie sind ja ein kleines Geschäftsgenie!"

Sie lachte. „Um Gotteswillen! Das Bißchen, was ich aus der Schriftstellerpraxis weiß, habe ich von meinem Vater gelernt."

„Es hört sich alles so wunderbar an, was Sie vorhaben . . . aber sind Sie bei der Beurteilung meiner Aussichten nicht etwas sehr optimistisch?"

„Wer einen so guten Anfang als Sprungbrett hat, darf mit einiger Sicherheit auf Erfolg rechnen! Mein Vater sagte mir einmal: wem es gelungen ist, mit einer Sache beim Wendhusverlag anzukommen, dessen Weg ist gemacht! Und als Beweis dafür führe ich den sicher auch Ihnen bekannten Rolf Raynard an. Ich erinnere mich noch, wie dieser Schriftsteller vor vier, fünf Jahren zu uns kam, schüchtern und ziemlich hoffnungslos. Seit zehn Jahren fraß er sich mehr als kärglich durch mit Beiträgen an kleinen Provinzblättern und kurzen Kitschschmökern ärgster Kolportage. Zufällig brachte er uns eine Sache, die Doktor Jacob gefiel . . . und dann hätten Sie Rolf Raynard ein Jahr später sehen sollen! Aus dem schüchternen Jüngling war ein eleganter, damals schon ein wenig affektierter Mensch geworden, der voraussetzte, daß ihn jeder kannte. Und heute behauptet er, der Wendhus-Verlag könne ohne ihn gar nicht existieren . . . gewiß, man lächelt darüber. Aber der Mann hat heute ein Jahreseinkommen von achtzig- bis neunzigtausend Mark!"

„Hören Sie auf, Fräulein Helga, mir wird schwindlig! Ich glaube Ihnen ja alles! Ich will mich hinsetzen und schreiben, was das Zeug hält und mein Glück versuchen. Sie wissen nicht, wie gerne ichs tue. Die alten Sachen werde ich ein bißchen überarbeiten. . . . sie liegen in ihrer Entstehungszeit Jahre zurück. Ich bin heute längst über sie hinausgewachsen. Nur mit Ihrem Vorschlag wegen der Schreibmaschine bin ich nicht einverstanden. Da Sie so liebenswürdig sein wollen, darauf eine wichtige Arbeit für mich zu übernehmen, müssen Sie mir unbedingt gestatten, die Anschaffung allein zu besorgen . . ."

„Nun, das ist ein Punkt, über den wir sicher einig werden", lachte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Also dann — an die Arbeit, Reinhold Buchenau! Ich *denke, wir werden es schaffen!*"

Helga Wendhus schien in den nächsten Tagen von einer wahren Arbeitswut besessen zu sein. Wie ein Rausch war es über sie gekommen und ließ sie unermüdlich von früh bis abends tätig sein. Ununterbrochen klapperte die Schreibmaschine . . . und die Genugtuung, etwas fertig werden zu sehen, spornte Helgas Arbeitslust immer mehr an. Nie in all den vergangenen Monaten war die Freude am Schaffen, am Tätigsein so groß, von innen heraus fühlbar gewesen, wie jetzt. Diese Freude lachte aus ihren Augen, machte sich bemerkbar in ihrer Haltung. Sie hatte alles andere vergessen, vergessen, daß da noch ein anderes Dasein war, dem sie nun immer näher rückte, vergessen, daß dieser Zustand nur noch ein paar Wochen dauerte und dann wieder der andere Mensch in ihr in seine Rechte treten sollte.

Reinhold Buchenau wurde von ihrem Arbeitsfieber angesteckt, saß am Schreibtisch seines Zimmers und grübelte über neuen Ideen. Und wenn ihm eine Arbeit gelungen war, dann kam er zu ihr und las sie ihr vor . . sie mußte ihr Urteil darüber abgeben. Lautete es gut, strahlte sein Gesicht, als sei ihm soeben ein großes Glück begegnet. Hatte sie irgend etwas daran auszusetzen, hörte er ihre Einwände ruhig an, widersprach und machte ihr seine Ansicht klar . . so saßen sie oft mit heißen Köpfen, bis er fast immer nachgab und die Arbeit in ihrem Sinne änderte.

Der erste Erfolg kam. Eine Zeitung des Wundhusverlages brachte die eine der angenommenen Skizzen, zwei Tage später die zweite. Inzwischen hatten sie bereits zwei neue Kurzgeschichten eingesandt, die ebenfalls beide angenommen wurden.

Das ermutigte, ließ Kraft in ihm wachsen und erhöhte das Vertrauen zu seinem Können.

Helga fertigte von den zum Versand ausgesuchten anderen Sachen eine Anzahl Durchschläge an, suchte die passenden Redaktionen aus, denen sie sie zur Prüfung einreichen wollte — und bekam obendrein nach einigen Tagen auch eigene Arbeit.

Erst einige Briefe, die sie übersetzen mußte, dann stellte sich ein junger Mensch mit einer längeren Prüfungsarbeit ein, die in Maschinenschrift eingereicht werden mußte, ein Gymnasiallehrer kam und brachte einen Aufsatz über Kants kategorischen Imperativ zur Abschrift mit mehreren Durchschlägen — kurz, sie bekam alle Hände voll zu tun, verdiente ihr erstes Geld als „selbständige Typistin" und wußte manchmal nicht wohin mit der in ihr aufrauschenden Freude.

Wenn Herta Bauer sie jetzt sähe! Jetzt am Ziel ihrer Entwicklung, jetzt, da das Arbeitsjahr Früchte zeitigte, wie sie sie so schön nie erträumte!

Bis auf einmal ein heftiger Schreck sie befiel.

Mußte sie eigentlich nicht den Bestimmungen der Wette gemäß wieder dies Haus verlassen, sich von Reinhold Buchenau zurückziehen? Hatte sie nicht auch hier ihre Verbindungen benutzt, einem Menschen einen Vorteil zu verschaffen — ja, weitergehend noch als in allen anderen, früheren Fällen: diesmal zog sie aus diesem Vorteil sogar eigenen Nutzen, baute ihre jetzige Existenz darauf auf, die sonst auf keinen Fall diesen Weg genommen hätte!

(Fortsetzung folgt).

Was soll ich finden?

Was soll ich finden
Auf meinem Abendgang?
Liebesduft der Linden?
Unsterblichen Grillensang?

Oder das schweigende
Erröten des Bergs, das mich trunken macht?
Oder das reigende
Weltspiel der Nacht?

Alles ist eins.
Und in die stille
Schönheit des Seins
Fügt sich mein Wille.

Und in der stummen
Harfe der Brust
Beginnt zu summen,
Was ich immer gewußt.

Fritz Gränz.

Emporkömmling.

Von **Walter Anatole Persich.**

Es war soweit gegangen, daß Konsul Hollmann auf einer Gesellschaft das Wort „Emporkömmling" in Arthur Witthöfts Gegenwart deutlich aussprach. Seine Freunde gaben ihm recht.

Witthöft hatte ganz einfach auf die Geschäftsverbindung gepocht und nebenher erwähnt, er könne wohl zum Hausball der Matthiessens in diesem Jahr als guter Freund mit einer Einladung rechnen. Nun, da hatte man eben in den sauren Apfel gebissen. Diese jungen Kaufleute, zu denen Witthöft gehörte, waren nach und nach mächtig geworden. Man mußte mit ihnen rechnen. Jeder glaubte, Witthöft müsse das Wort Hollmanns gehört, den Grund für den eiligen Fortgang des Konsuls gemerkt haben. Jedoch der junge Kaufmann war sehr geschickt: er plauderte mit dem Bauunternehmer Torsten seelenruhig weiter.

„Hier", sagte er und klopfte sich auf die Brusttasche, „Torsten, davon hängt alles ab ... vom Geld. Ich habe Geld, das wissen Sie ja, und brauche keinem Papa dafür zu danken, wie die meisten Kerls hier in Lübeck. Darauf bin ich stolz. Eigene Tüchtigkeit regiert. Auf ererbten Säcken sitzen kann jeder Hanswurst."

„Ja, ja", nickte Torsten, der auch mal ein ganz hübsches Erbe empfangen hatte. „Sie mögen recht haben, Witthöft. Sie können natürlich stolz sein, heute auf dem exklusiven Ball der Matthiessens als einer der Honoratioren zu sitzen ... wo Ihr Vater doch nichts als 'ne Schifferkneipe in Flensburg hatte!"

„Das will ich meinen!" sagte Witthöft hinter dem zum Hausherrn hinüberdampfenden Torsten her. Aber der Stich von der Schifferkneipe in Flensburg saß doch. Na, sie brauchten ihn ja, darauf kam es schließlich an. Und dieser Konsul, der mit verletzenden Bemerkungen nur so herumwarf, würde es irgendwann einmal spüren. Es sah fast aus, als wolle Matthiessen eine Rede vom Stapel lassen. Die Musik blies einen Tusch, erhobene Gläser bildeten eine Kette um den Tisch.

„Liebe Freunde, da wir so fröhlich beisammen sind, brauche ich nicht damit hinterm Berg zu halten. Ich gebe Ihnen die Verlobung meiner Tochter Inge mit Herrn Johannes Kröger bekannt."

Witthöft hatte als Erster beim Anstoßen etwas wie „Wünsche Glück" gemurmelt. Ausgerechnet dieses Grünhorn mußte das Mädel bekommen! Die Krögers hatten mindestens zwei Millionen. Ihr eigenes Mädel war schon nach Berlin, an irgendeinen Künstler, Dirigenten oder so verheiratet. Inge Matthiessen! Für den heutigen Abend hatte er, Witthöft, sich das entscheidende Wort aufgespart. Er wollte nach dem Abendessen den Alten an einen Weintisch ziehen und mit ihm drüber reden ... Also verlorenes Spiel! Was sollte er noch hier? Er drängte sich durch die Menge der Gäste und fuhr heim.

*

Die Getreidehandlung Michelsen fallierte in diesen Wochen. Witthöft erwarb das alte Haus der Familie und bezog es. Möbel, Bilder, Diener ... alles blieb unverändert. Nur eins war anders geworden: die Wagenreihen fuhren nicht mehr vor. Das einst gesellschaftlich strahlende Haus beherbergte einen Einsamen.

In der Sonne eines Augusttages saß er am Fenster des Börsencafés. Man rief ihn ans Telephon. Schmidt, der Prokurist, war am Apparat: „Haben Sie gehört, Herr Witthöft? Hollmann muß, wenn nicht durch seinen Schwiegersohn Hilfe kommt, Konkurs anmelden."

„Warum ist das wichtig?" fragte Witthöft ärgerlich.

Schmidt stotterte ein wenig: „Ach, entschuldigen Sie, Herr Witthöft, ich dachte nur ..."

„Was dachten Sie?"

„Nehmen Sie's bitte nicht übel, Herr Witthöft! Ich dachte, weil Hollmann eine Tochter hat."

Witthöft hängte an, aber er konnte die Börsenziffern nicht mehr übersehen, ging in die Stadt und begegnete da wieder dem gleichen Gerücht. Man munkelte sogar, eine geplante Verlobung mit dem Sohn Matthiessens sei im letzten Augenblick aufgegeben worden.

Konsul Hollmann saß in seinem Zimmer und starrte in den Park. Die Hände ineinander gekrampft, sann er gequält nach, ob es noch eine Möglichkeit gab, seine Firma zu retten.

Draußen klingelte es. Kathrin, die alte Wirtschafterin, meldete Herrn Witthöft. Der Konsul erhob sich ... da stand der junge Kaufmann auch schon in der Tür.

„Guten Morgen, Herr Witthöft. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Witthöft suchte nach Worten. Seine Hände umklammerten hinter dem Rücken den Hutrand: „Ja, Herr Konsul, dieses Mal wollte ich Ihnen dienen."

Der alte Herr setzte sich und bot seinem Besucher mit einer Handbewegung einen Stuhl an:

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß eine enorme Hilfe nötig wäre. Die erforderliche Summe zu verzinsen, wäre in Anbetracht der Wirtschaftslage unmöglich. Es käme nur eine Beteiligung mit vollem Risiko in Frage. Aber mein Teilhaber hat ins Geschäft nicht hereinzureden."

„Das ist alles unwichtig."

„Sie wollen sich plötzlich für andere opfern?"

„Nein, aber falls Sie Ja sagen, falls Ihr Fräulein Tochter einverstanden ist, will ich Ihr Schwiegersohn werden."

Der Konsul starrte wortlos in den Garten.

Nach einer Weile erhob sich Witthöft, verbeugte sich und ging hinaus, da er immer noch keine Antwort erhielt. Seinen Hut konnte er nicht aufsetzen. Der Rand war von seinen harten Fingern zerquetscht.

Im Hausflur wirbelte an Witthöft eine junge Dame vorüber. Sie hätte ihn beinahe umgerannt. Jedenfalls fiel sein Hut zur Erde, und da die Köpfe der beiden beim Bücken fest aneinanderprallten, lachte sie herzhaft und lief mit kurzen Sprüngen die Treppe hinauf. Vor seinen Füßen lag ihre Handtasche. Er rief halblaut: „Gnädiges Fräulein, Ihre Tasche ..." und ging ihr entgegen. Dann faßte er sich ein Herz: „Ich ... ich ... wollte ..."

Sie sah ihn erstaunt an: „Was wollten Sie?"

„Ihrem Vater helfen ..."

„Wie denn?"

„Das ... kann ich Ihnen nicht sagen", stotterte er verlegen.

*

Am nächsten Tag begegnete er ihr auf der Promenade.

„Alle Achtung," sagte Helga, „Vater hat mir alles erzählt."

„Wirklich alles?" fragte Witthöft unsicher.

„Natürlich, und ich habe Ja gesagt. Ich schätze soviel Offenheit."

„Aber Sie können doch nicht gegen Ihren Vater ..."

„Vater ist ganz meiner Ansicht. Er sagt, Sie seien der vornehmste Charakter in ganz Lübeck."

„Aber gestern hat er doch ..."

„Richtig, aber inzwischen hat er sich ohne Ihre Hilfe mit seinen Gläubigern geeinigt ..."

*

So kam es, daß der „Emporkömmling" durch seine Frau sehr vornehm wurde, und daß niemand die Nase rümpfte, wenn von Konsul Hollmanns Schwiegersohn gesprochen wurde.

Hilfe, ein Auto!

Nachterlebnisse im dunkelsten Chikago.

Von **Karl Lütge.**

Noch nirgends sah ich so viel Autos auf einem Fleck, wie in der Nähe jenes Hotels in Chikago, wo ich abgestiegen bin. Und die Michigan Avenue, die „größte Straße der Welt", hat einen Autoverkehr, wie ihn New York nur auf einem kurzen Stück des Broadway und der 5. Avenue zeigt. Das vorweg zu bemerken, ist hier unerläßlich!

Vom sichren Port des Hotels am Michigan-Ufer, in der Nähe der „Goldküste" mit ihren rund 700 Millionärsvillen, ist es nur ein kleiner Schritt in die gefährliche, von Banditen wimmelnde, von Verbrechern erfüllte und von Polizisten (75 Prozent in Zivil) beargwöhnte Stadt. Ich fahre mit einem der flinken Taxis bis ins Geschäftsviertel. Dort beobachte ich die Menschen, ich taxiere sie und stelle Betrachtungen an, ob sie zu der einen oder anderen Sorte gehören: Verbrecher oder Polizisten. Man hat uns ja erzählt, und hunderte Zeitungsberichte bestätigten es anscheinend, daß es andere Menschen so gut wie gar nicht in Chikago gibt. Allein ich finde bei meinen Beobachtungen immer behäbige, wiewohl eilfertig schreitende, aber jedenfalls gutgekleidete, nette Menschen. Also die dritte Gattung, die Chikago birgt: die Bürger.

Seltsam, daß ich immer nur wähne, diese dritte Gattung, den Bürger, zu sehen!

Um aus den großen Straßen rasch herauszukommen, lasse ich mich ein paar Straßen weit fahren, bis es mir dunkel genug zu sein scheint. Übrigens: die Wahrheit zu gestehen, ich trage den Reiseanzug, auf den es nicht ankommt, und in meiner Brieftasche habe ich nichts denn schäbige 5 Eindollarscheine. Das muß ein Nachterlebnis in Chikago wert sein, denke ich. Die Taxis haben schon fast einen Dollar verschlungen.

Immerhin bin ich von Erlebnissen nach der ersten Stunde noch weit entfernt. Dagegen ist die Gegend unzweifelhaft so, wie ich sie erhofft habe: von Abenteuern umwittert, von Geknatter erfüllt. Allein, das Geknatter sind zunächst nur zwei Motorräder, die ersten, die ich in der Stadt sehe; zwei Polizisten rasen auf ihnen mit irrsinnigem Tempo durch die Straßen. Das ist begeisternd, Auftakt: Polizisten, auf den in Amerikas Städten sonst nicht anzutreffenden Motorrädern rasen — — offenbar hinter Verbrechern drein!

Aber da alles gelassen bleibt, schäme ich mich. Daheim würde *ich kaum den Blick wenden, wenn zwei Motorräder rasen.*

Ich schreite weiter. Die Straßen finde ich hier schlecht beleuchtet. Wo bin ich eigentlich? Die Straßen sind lähmend still und einsam. Die Geschäfte haben geschlossen, während sie in den anderen Straßen noch offenhielten. Es ist 11 Uhr.

Wenige Passanten begegnen mir. Nun, mit einem Taxi bin ich ja rasch zurück, tröste ich mich. Diese flinken Wagen retten

bereitwillig jedermann aus dem dunkelsten Chikago in die strahlendste Helle der Michigan Avenue und der Goldküste.

Da bemerke ich, daß ich nun schon geraume Zeit keinem Auto mehr begegnet bin. Die Straßen sind gänzlich einsam. Nicht einmal Menschen sieht man mehr.

An einer Ecke lungern zwei, drei Gestalten. Nun hätte ich Mut bezeigen und auf sie zugehen sollen. Aber mein heldischer Tatendrang ist längst wie fortgeblasen. Ich habe nur den Wunsch nach einem Taxi.

Die Gestalten folgen mir über die Straße, auf die andere Straßenseite, wohin ich mich vorsichtshalber begeben habe.

Ich gehe schneller. Sie bleiben stehen. Ich wende mich im Dunkeln und beobachte sie. Sie stehen unter einer Laterne. Sie haben eine Zeitung entfaltet und lesen in ihr und debattieren.

Kopfschüttelnd gehe ich weiter und luge nach Menschen aus. Ob noch länger nach Abenteuern, wird mir nicht recht klar. Aber nicht einmal ein Policeman begegnet mir, den ich nach einem Taxistand hätte fragen können. Verwünscht groß ist diese unerhört weitschweifig, mit 209 Parks großspurig verschönte Dreimillionenstadt!

Vielleicht laufe ich im Kreise herum? Ja, ich habe mich verirrt. Daran ist nicht länger zu zweifeln.

Da erklingen Schritte. Ich bin gerettet! Eine Gestalt löst sich aus dem Dunkel und kommt auf mich zu. Als sie mich erblickt, weicht sie aus, über die Straße, wie ich vorhin. Ich will ihr folgen, rufen — — da erkenne ich, daß es eine Frau ist, offenbar eine Bedienstete, die heimkehrt oder die zu ihrer Arbeit geht.

Ich halte den Ruf und die Bewegung zum Fahrdamm zurück. Eine Frau ansprechen, mitten in der Nacht, auf einsamer Straße, darauf steht Gefängnis in diesem Lande! Ja, wenn die Frau zuerst spricht — Aber sie läuft davon!

Wenn jetzt Schritte erklingen, sehe ich immer nur Frauen. Erst wenn die Gestalten hinter mir sind, finde ich, daß es eine Sinnestäuschung gewesen ist. Aber es ist meistens zu spät, und als ich einmal rufe, rennt die Gestalt eilig weiter.

Ich bin verloren. Es ist ein Uhr nachts!

Da erklingt das harte Hämmern eines Motors. Vorbei, bevor ich seiner ansichtig werde; um die Straßenecke vor mir. Da, ein anderer Motorsang. Ein Auto kommt langsam um die Ecke.

Neuerliche Enttäuschung: es ist ein Postauto, einer der häßlichen, nüchternen, graublauen eckigen Wagen.

Einerlei! Ich winke verzweifelt. Ich laufe neben dem langsam um die Ecke biegenden Wagen her. Da hält er. Eine Stimme knurrt ärgerlich, was los sei.

„Wo bin ich hier? Ich suche ein Auto!"

„Sie sind wohl fremd in der Stadt, was? Hier gibts kein Taxi. — Ausländer, so?"

Plötzlich spricht er sogar deutsch. Mir wird warm ums Herz. Der Mann klettert von seinem Sitz herab. Ein breitschulteriger Mann mit häßlichem Gesicht. Er erscheint mir aber wie ein Engel.

Die Musterung, die er ungeniert mit mir beim Schein seiner Wagenlichter anstellt, scheint befriedigend verlaufen zu sein. Er macht eine einladende Bewegung zum Sitz. Ich klettere hinauf. Oben suche ich in den Taschen nach meinem Geld, den schäbigen 4 Dollars. Am liebsten würde ich sie alle wegschenken. Aber das könnte den Mann stutzig machen.

Der Wagen holpert über Geleise und schlechtes Pflaster. Der Mann neben mir betrachtet mich plötzlich auffällig mißtrauisch. Ich spüre es. Er zieht die Bremse.

„Was ist los?" fragt er barsch und blickt auf meine Hand in der Brusttasche.

„Ein Trinkgeld — —" sage ich und zücke zwei meiner Dollarscheine.

Er verzieht das Gesicht voll Verachtung; ich sehe es deutlich im Schein einer Straßenlaterne.

„Es gibt zwei Arten Männer hier im Lande; die einen nehmen Trinkgelder, und die anderen sind Gentlemen!" sagt er barsch.

Dies Wort habe ich schon einmal gehört. Ich greife eilig zu Zigaretten. Er zögert erst, dann nimmt er sie versöhnt. Nach ein paar Ecken erreichen wir eine heller erleuchtete Straße und bald ein Taxi.

Mit Handdruck verabschiede ich mich von dem Gentlemen auf dem Postkarren.

Der Nachtportier meines Hotels löst mich aus, da meine paar Dollarscheine zu der fast einstündigen Fahrt ins Hotel nicht ausreichen. Dabei erkenne ich, daß ich offenbar große Teile von Chikago durchstreift habe. Das Ticket, das die Taxis in Chikago dem Fahrgast nach Beendigung der Fahrt zur Kontrolle und als Rechnung liefern, weist 6,45 Dollar aus. — —

In Chikago laufen nach der neuesten Statistik 850000 Autos. Sie schießen in ungeheuren Kolonnen durch die Straßen; auch nachts rasen sie pausenlos. Aber dieses Untier von Stadt hat immer noch unendlich ausgedehnte Viertel, wo der Wink zu einem Auto sich jählings in den Angstruf „Hilfe, ein Auto" wandelt. — — Übrigens ist die Feststellung erschütternd und tröstend: Chikago ist gar keine so gefährliche Banditenstadt, wie man uns immer Glauben machen will. Und die Lokalpatrioten scheinen Recht zu haben: Mumpitz, Schlagwort. — —

Bei den „Kreihebietern".

Aus Königsberg i. Pr. wird uns geschrieben: Kreihebieter — das ist der Spottname, den man den Bewohnern der Kurischen Nehrung oft geben hört: Krähenbeißer! Und manch einer mag mit innerem Widerwillen sich einen Mitmenschen darunter vorstellen, der, einem Wilden aus unkultiviertesten Zonen gleich, mit animalischer Wollust jene Vögel fängt, um sie sofort an Ort und Stelle und mit Haut und Federn zu verspeisen. So schlimm ist es nun aber nicht.

Bekanntlich ziehen alljährlich Millionen von Zugvögeln auf ihren Wanderflügen längs jenem eigenartigen Landstrich, der sich in einer Länge von etwa 97 Kilometern als schmaler Streif zwischen Ostsee und Kurischem Haff vom Samland nordöstlich emporstreckt, auf dem die gewaltigen Sandrücken der Dünen sich wie Riesenwüstentiere lagern und wandern in schicksalshaftem Drange, unter sich Überreste manchen Dorfes seit Hunderten von Jahren bergend, um es einst wie aus bleicher Totenkammer dem Licht wiederzugeben. Dort wo der urige Elch noch in weißen Mondnächten seinen Schrei in den Kiefernwäldern klagend verhallen läßt, war und ist die vielseitigste Vogelwelt Nordeuropas anzutreffen. Auf 50 000 Stück schätzt man allein die Anzahl der Möven, die die Bruchwiese von Rossitten bevölkern, bei Rossitten, das Weltruf durch seine Vogelwarte mit ihren Beringungsversuchen zur Feststellung des Vogelzuges erlangt hat, auf der zur Zeit des Vogelzugs innerhalb von zwei Tagen über eine halbe Million Vögel aller Art gezählt werden. Zur Zeit des Ritterordens und noch bis um das Jahr 1700 wurden im Walde bei Sarkau in der einstigen „Falkenheide" die Raubvögel, der Geierfalke, der Edelfalke, Habichte und Sperber gefangen, zur Jagd abgerichtet und an die deutschen Fürstenhöfe von Falknern geleitet. Auch der Papst und die Könige von England, Portugal und Frankreich, von Polen und Böhmen und die Kaiser aus dem spanischen Hause und viele andere große Herren des Mittelalters bezogen ihre Jagdfalken aus jenem Sarkauer Walde auf der Kurischen Nehrung. Und auch heute noch schwingen sich majestätischen Fluges auf breiten Segeln die Nachkommen jener adligen Raubvögel hoch über die Wipfel, wenn des Wanderers Fuß sie in ihrer Einsamkeit stört. Auch der Seeadler hat hier seinen letzten Zufluchtsort in Deutschland gefunden, ebenso kommen noch der Fischadler und der schwarze Milan als Brutvögel vor.

Wie nun früher der Falke der Standesvogel des Edelmannes war, so war und ist heute noch die Nebelkrähe der Vogel des Nehrungsfischers. Sie muß ihm die winterliche Speisekarte abwechslungsreicher gestalten helfen, und scherzhaft bezeichnet man daher diese Krähe auch als Nehrungstaube oder gar als Sarkauer Gans. Üble Zungen wollen sogar behaupten, daß dieser harmlose Vogel in Großstädten auch ab und an als Rebhuhn auftauchen soll. Der Krähenfang ist nun eine Sonderheit der Nehrung und er hat ihren Bewohnern eben den Beinamen von Krähenbeißern eingetragen. In der Art des auf der Nehrung betriebenen Krähenfanges, die der des ehemaligen Falkenfanges gleichen soll, liegt ein Stück Urwüchsigkeit. Schon am dunklen Morgen bricht der Krähenfänger mit seinem Gerät und einigen an den Flügeln gestutzten Lockkrähen auf zum Fangplatz, auf dem bereits die aus Fichtenzweigen errichtete niedrige Hütte seiner wartet. In einer Entfernung von etwa 50 Metern wird ein etwa zweimal fünf Meter großes umklappbares Netz ausgespannt und darunter der Köder gelegt. Ringsumher in nächster Nähe werden die Lockkrähen angepflockt. Bald fallen die ersten Krähen ein, über die das vom Fänger von der Hütte aus ziehbare Netz zusammenschlägt. Von den gefangenen Krähen werden zunächst noch einige weitere angepflockt, und dann beginnt der eigentliche Fang, der an günstigen Tagen bis hundert Krähen in die Netze gehen läßt.

Die gefangenen Krähen werden gleich an Ort und Stelle getötet, zu welchem Zweck sie der Fänger mit der einen Hand bei den Flügeln, mit der anderen Hand beim Schnabel faßt; ein leichter Knack mit den Zähnen auf den Kopf bringt der Krähe den sofortigen Tod. Dies ist eine durchaus humane Art des Tötens des Vogels und wird „Kreihebieten" genannt. Wer sich zu diesem Beißen nicht überwinden kann, benutzt Hammer oder Zange. Daheim werden die Krähen gerupft und zumeist eingepökelt als Wintervorrat.

Dr. Hans Lippold.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.